

schen Vortruppen (7. Korps General v. d. Goltz) den Abzug und nun begann sofort der Angriff. Die Franzosen waren überdies genug, den Kampf aufzunehmen (gegen Bazaines Instruktion) anstatt, gedeckt von den Forts der Festung so rasch wie möglich weiter zu eilen, und so kam es zur ersten Schlacht bei Metz, die von Colombay-Rouilly (auch Bange oder Horny genannt). Die Franzosen unter General Lamirault, machten von ihrer Uebermacht nicht den rechten Gebrauch; sie verwickelten sich immer mehr ohne Vortheile zu erringen. Von deutscher Seite fiuchten Truppen des 7. u. 1. Korps unter Jastrow und Manteuffel. Der Kampf währte bis in den späten Abend hinein und endete damit, daß die Franzosen sich hinter die Linie ihrer Forts zurückzogen. Der Kaiser Napoleon beglückwünschte Bazaine zu seinem „Sieg“, an den die Franzosen, die völlig unfähig schienen, die Sachlage klar zu überschauen, faktisch glaubten. Wäre es ein Sieg gewesen, er würde des Glückwunsches nicht werth gewesen sein. Die Franzosen hatten etwas verloren, was unwiderbringlich war. — 24 Stunden Zeit und damit die Möglichkeit des Rückzuges auf Verdun. Das hatten mit ihrem flotten Angriff und mit ihrem heißen todesverachtenden Kampfe die deutschen Truppen erreicht und das war ein großer Sieg, wenn er auch nicht sofort in die Augen springt. Deutscherseits betrug die Verluste 4800 Mann, bei den Franzosen angeblich 3400 Mann.

15. August.

Der 15. August ist der Napoleonstag, der Geburtstag Napoleons I. und diesem Nationalheiligen des Kaiserreiches geweiht. Zu Beginn des Krieges hatte man für diesen Tag irgend ein großes Schaustück, etwa den Rheinübergang, wenn nicht gar den Einzug in Berlin, in Aussicht genommen; der Tag wäre durch den Beginn eines geordneten Abzuges auf Verdun würdig genug gefeiert worden. Vom westlichen Thore von Metz aus führt die Chaussee südwestlich auf Gravelotte, wo sie sich nach Rezonville-Bionville-Mars la tour und nach Doncourt-Consilans-Étain theilt. Beide Wege führen nach Verdun, ersterer ist etwas kürzer. Auf dem ersteren erfolgte der Abmarsch der Bazaineschen Armee. Dieser Abmarsch vollzog sich sehr langsam; es war, als sollte die Armee nicht von Metz fort. Am Spätabend des 15. August waren die Marschkolonnen nur bis Bionville gekommen und hier stießen sie bereits auf retognosizierende deutsche Reiterei. Bazaines Schicksal und das Schicksal seiner Truppen war entschieden.

Auf Irrwegen.

Original-Novelle von Claire Gerhard.

(2. Fortsetzung.)

Im fernern Verlaufe der Darstellung vergaß Nora ein wenig ihren jungen Kummer und nahm lebhaften Theil an dem Leide, das sich dort auf der Bühne so tragisch erfüllte. Mit thranenüberströmtem Antlitz hörte sie jene ergreifenden Worte Lohengrins: „O Elsa, was hast Du mir angethan?“ Mit bebendem Herzen empfand sie mit Elsa das Weh des Scheidens, und als der Schwanenritter auf der blauen Fluth entschwand und sein Weib todt niederstürzte, fühlte Nora tief, daß dies Ende die einzig mögliche Lösung für jene Unglückliche war.

Wie aus einem schweren Traume erwachte sie, als der Vorhang fiel und die jubelnde Menge immer von neuem die Darsteller rief. Fast willenlos ließ sie sich von ihrem Verlobten die schützenden Hüllen umlegen und athmete erst freier, als der frische Luftzug ihre Wangen berührte. Ein Wink des Freiherrn rief seine Equipage herbei und die beiden Paare legten in tiefem Schweigen den Weg nach dem Dernburgischen Palais zurück. Alle waren noch so ergriffen von der gewaltigen, tragischen Tondichtung, daß sie den Eindruck in ihrem Innern ausklingen ließen. In Noras großen Augen schimmerten blinkende Tropfen und im silbernen Scheine des Mondes sah ihr Antlitz elfenhaft zart und lieblich aus. Waldens Blick hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an diesen schönen Zügen, und als der Wagen hielt und er seine Schwiegereltern und Nora hinausgeleitete, preßte er die Holde stürmisch an sich und sie erwiderte seine Küsse mit zärtlicher Gluth. „Herbert, mein einzig Geliebter!“ flüsterte sie immer wieder und dann zum Schluß: „Du kommst doch morgen früh? Du versprachst ja, mir den Thiergarten in seiner Frühlingspracht zu zeigen.“ Er nickte lächelnd Gewährung. „Gewiß, mein herzlich Lieb, ich komme!“ Noch eine Umarmung, ein Kuß, und er ging.

III.

Der Morgen brach in leuchtender Klarheit an, die Sonne schien warm und goldig und nur ein leiser Wind bewegte das junge Grün der Bäume. Elastischen Schrittes eilte Walden, sobald er den dringenden Berufspflichten genügt, in das Dernburgische Palais. Er fand den Freiherrn und seine Gattin am Frühstückstische und er mußte sich zu ihnen setzen, um mit ihnen zu plaudern. Sein Schwiegervater war eine hohe, ehrwürdige Erscheinung, mit bereits ergrautem Haar und Bart; seine hellen, blauen Augen vermochten nur sanft zu blicken und er bot das Bild des vollkommensten Glückes. Das Schicksal hatte es stets gut mit ihm gemeint. Seine fröhlichen Kinderjahre hatte er auf dem Stammgute seiner Familie in der Mark verlebt; als Jüngling machte er Reisen durch Frankreich, England und Italien, dann lehrte er wieder zu den Seinen heim und blieb als einziger männlicher Sproß der freiherrlichen Familie der verwöhnte Liebling des großen, tüchtigen Hauses.

So kam es, daß er sich nie recht zur Thatkraft ausschwang, alles, was er bedurfte, trug ihm das Leben in verschwenderischer Fülle zu, seine Eltern sorgten für ihn noch lange, als er schon ein Mann war, nur zu einer Heirath konnten sie ihn nicht bewegen.

Als dieselben kurz nacheinander starben, war er bereits vierzig Jahre alt, seine Schwestern waren sämtlich verheiratet und nun fühlte er sich grenzenlos vereinsamt in seinem prächtigen Schlosse. Und wieder waren es Verwandte, die ihn an seine Pflicht mahnten, dem alten Namen einen Erben zu geben, und die ihm ein junges Mädchen, die Tochter eines verarmten Barons aus der Nachbarschaft, Elisa v. d. Rede, vorzuschlugen und ihn bald mit dieser zusammenführten.

Elisa war ein schönes Mädchen mit klaren, energischen Zügen, aber sie war wenig bemittelt und hatte daher trotz ihrer zweiundzwanzig Jahre noch keinen würdigen Bewerber gefunden; man erzählte zwar mancherlei von der Liebe eines ehemaligen Hauslehrers zu ihr, aber Elisa wäre nimmer so tief herabgestiegen, die Gattin eines Bürgerlichen zu werden. So nahm sie denn nach kurzem Besinnen die Hand des stattlichen, gereiften Mannes an, und diese Ehe, nur aus Berechnung geschlossen, wurde eine der glücklichsten.

Was der Freiherr gewünscht und gesucht — er fand es in seiner Gattin in vollkommenster Weise. Sie bereitete ihm ein behagliches Heim, sie lenkte die Zügel des Haushaltes mit fester Hand, sie wußte trotz scheinbarer Nachgiebigkeit bei Meinungsverschiedenheiten stets ihren Willen mit sanfter Liebenswürdigkeit durchzusetzen und war selbst außerordentlich zufrieden mit dem Gatten, an dessen Seite sie eine der ersten Frauen des hohen märkischen Adels geworden. Selbst daß des Freiherrn Wunsch sich nicht erfüllte und sein Weib ihm statt des erhofften Sohnes und Namenserven ein Töchterchen schenkte, konnte den Frieden dieser Ehe nicht stören.

Die kleine Nora war bald des Vaters ganzer Stolz. Wenn die strengere Mutter manche kindliche Unart hart rügte, fand die kleine Uebelthäterin bei dem Vater stets Theilnahme, und tausend zärtliche Küsse desselben ließen sie die tadelnden Worte der Mutter bald vergessen.

So wuchs Nora in den glücklichsten Verhältnissen heran; sie erhielt die vorzüglichsten Lehrer, und als sie siebzehn Jahre alt war, bezogen die Eltern mit ihr das Stadthaus in der Residenz und führten die schöne Tochter in die aristokratischen Kreise, wo Nora überall aufs höchste gefeiert wurde.

Das daher die Eltern, besonders die stolze Mutter, empfanden, als ihre einzige Tochter einen Bürgerlichen wählte, einen Arzt, der von der Gunst des Publikums abhängig war, ist leicht denkbar. Aber wir haben bereits gehört, daß die Mutterliebe siegte, und da der Schwiegervater einmal angenommen war, vergaß man nicht, was man dem dereinstigen Gatten Noras schuldig war.

Das Verhältnis zwischen dem Freiherrn und Walden war ein überaus herzliches; der erstere bewunderte an dem Professor gerade das, was ihm selbst versagt war, die Charakterfestigkeit, die stahlharte Energie; die Freifrau verkehrte mit Walden in mehr zeremoniöser Weise, aber sie war taktvoll genug, ihn jetzt nie empfinden zu lassen, wie unwillkommen er ihr gewesen.

Die Freifrau hatte beim Erscheinen Waldens sofort den Diener zu Nora gesandt, um diese von des Verlobten Anwesenheit zu benachrichtigen und schien es nun nicht zu bemerken, daß der Professor ihr nur zerstreute Antworten gab und sein Blick immer wieder zur Thür flog, durch die Nora eintreten mußte. Endlich kam sie, schon gerüstet zum Spaziergange, und es ging wie ein Glücksleuchten über sein ernstes Antlitz. Sie sah auch unbeschreiblich reizend aus in dem dunkelblauen Sammtkostüm mit dem gleichfarbigen Hüthen auf dem schimmernden Haare, mit den strahlenden Augen. Mit entzückender Anmuth reichte sie ihm beide Hände und bot ihm den frischen Mund zum Kusse. Am liebsten hätte Walden sie fest in seine Arme geschlossen, aber die Gegenwart der Eltern legte ihm einen gewissen Zwang auf, und so war er erst dann völlig zufrieden, als er nach kurzem Abschiede von dem freiherrlichen Paare mit seiner Braut das Palais verließ und durch den frühlingshellen Morgen dahinschritt.

Aber im Lichte der klaren Winterföhne bemerkte er, wie bleich Nora war, welche tiefe Schatten unter ihren Augen lagen, und besorgt fragte er, ob sie sich krank fühle. „Nicht krank, Liebster, nur etwas müde und angegriffen; ich konnte lange nicht einschlafen und als mich schließlich doch die Müdigkeit überwältigte, hatte ich einen schweren düstern Traum.“ „Aber mein liebes Mädchen glaubst du doch nicht an Träume?“ fragte er zärtlich. „Ein leichtes Roth überzog ihre Wangen.“ „Glauben, Herbert — das ist sicher zuviel gesagt, aber weil mein Traum von mir selbst und dem Liebsten, was ich besitze, handelte, hinterließ er mir ein so banges, schweres Gefühl und die Last will trotz des goldenen Sonnenscheines nicht von mir weichen.“ „Mein liebes Herz, Du warst gestern erregt von der Oper und da man ja gewöhnlich von dem träumt, woran man vor dem Einschlafen lebhaft gedacht, so erschien Dir wohl der Schwanenritter?“

„Ja, Herbert und doch — Du wirst mich aus-

lachen, ich dachte weniger an die Oper, als an das schrecklich schöne Weib, das so seltsam zu Dir sprach, und diese spielte auch eine Hauptrolle in meinem Traume.“

Aber Walden lachte nicht und bat nach kurzer Pause: „Und was träumte Dir denn, mein Liebling?“

Sie sah düster vor sich hin: „Der Traum führte mich in eine gebirgige Gegend, ringsum thürmten sich hohe Felsen, aber ich fürchtete mich nicht, Du warst bei mir, wie Lohengrin in schimmernder Rüstung gehüllt. Du hieltest mich im Arme und wir ruhten auf einem Berge, wo lichte Blumen blühten. Da plötzlich ertönte eine menschliche Stimme durch die Stille; es war ein eigentümliches Singen, klagend und doch lockend zugleich, und es ward allmählich so mächtig, daß es die ganze Luft erfüllte! Die Blumen verwelkten davor und die Sonne verblich. Du warst beim ersten Tone von meiner Seite aufgesprungen und hattest nach Osten geschaut und dort erschien plötzlich die Sängerin in leuchtenden Gewändern; sie trug die Züge jener blonden Frau. Und sie sang immer süßer und ihre weiße Hand winkte Dir und Du — Du zögertest wohl noch und warst mir einen traurigen Blick zu, dann aber folgest Du der Sirene. Du schrittest über Felsen und Untiefen zu ihr, sie ergriff Deine Hand und Ihr Beide verschwanden, ich aber erwachte mit lautem Schrei und klopfendem Herzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Ueber die unvernünftige Verbannung des Sonnenscheines. Es ist eine falsche Ansicht, das Sonnenlicht aus den Zimmern abzusperren oder gar nach Norden gelegenen den Vorzug zu geben, in der Meinung, daß die Sonne an Möbeln u. Tapeten viel Schaden anrichte. Mag es auch sein, daß manche Farben im Sonnenschein schneller verbleichen, Vorhänge und Rouleaux schneller zerreißen, so ist dieser Schaden doch viel geringer, als derjenige, welcher an den Menschen selbst angerichtet wird, die ohne Sonnenschein leben. Wenn die Sonne auch zuweilen an Häusern und Hausgeräthen ruiniert, so erhält sie dafür auch ebenso viel: denn sie verschleicht Mäuse, Wotten und anderes Ungeziefer, das nur da nistet, wo Licht u. Luft nicht hineinkommen und im Dunkeln ein viel gefährlicheres Zerstörungswerk treibt. Moder, Pilze, Schwamm, Feuchtigkeiten mit aller Art schädlichen Einwirkungen für Gebäude, Möbel und Menschen entwickeln sich da nur, wo keine Sonne hinkommt, und es ist bekannt, daß bei fast allen Seuchen die sonnigen Wohnungen diejenigen sind, in denen sie sich zuletzt oder gar nicht zeigen. „Wo die Sonne nicht hinkommt, kommt der Arzt hin,“ ist ein sehr wahres Sprichwort. In manchen Familien, zumal bei den weiblichen Mitgliefern derselben, gehört es zum guten Ton, die Zimmer zu verdunkeln und jeden hereinfallenden Sonnenstrahl wie einen Hochverräther am Dasein zu betrachten. Damen, die am Abend die Zimmer mit Gas oder hochgeschraubten Petroleumlampen nicht blendend genug erhalten können, und am modernen Kaminfeuer oder glühend heißen, eisernen Defen es ganz behaglich finden, hassen die Wärme der belebend strahlenden Sonne. Sie und die Kinder werden ängstlich davor behütet — nur um den Teint der Haut nicht zu verderben; wie es sonst dem Körper ergehen mag, ist dabei gleichgültig. Aber man kann ja Augen und Haut schützen durch Schirme, Hüte und Tücher. Für unzählige Leiden giebt es oft kein besseres Heilmittel, als sich in die Sonne zu setzen. Mehr als römische und andere Bäder wirkt solch ein Sonnenbad, wie das Tausende aus eigener Erfahrung bestätigen können. Auch in die Krankenzimmer bringt der Sonnenschein weit sicherer Besserung u. Genesung, als das Verhängen der Fenster. Man versuche es nur einmal mit der Sonnenkur.

— Die Ausstattung unserer Töchter. Jede vernünftige Mutter sollte den praktischen Amerikanern und Engländern nachahmen, welche nur eine genügend ausreichende, aber keine überflüssige Menge von Leib-, Tisch- und Bettwäsche ihren Töchtern mitgeben. In früheren Zeiten, als der Flachs noch selbst gebaut, das Linnen noch selbst gesponnen wurde, stellten die vollen Truben und Schränke so zu sagen das Kapital der Töchter vor. Genäht wurde alles sehr einfach und da der Schnitt immer derselbe blieb, konnte es von Generation auf Generation vererbt werden. — Jetzt aber, wo so viele Stickerie verwendet wird (leider sehr selten selbst gearbeitete) und alles der Mode unterworfen ist, wird die junge Frau bald ihres Ueberflusses müde werden und sich wieder nach Neuem sehnen. Ich werde daher von der für die Wäscheausstattung meiner Tochter bestimmten Summe nur von der Hälfte Anschaffungen machen, und die andere Hälfte zahle ich in eine Sparkasse, dann kann sie das Buch mit in den Wäscheschrank legen u. wird, wenn auch vielleicht erst später, — sich recht freuen, daß ich so vorzüglich war. (Eine Oesterreicherin.)

— Eine liebliche Thiergeschichte wurde von einer jungen Berlinerin erlebt. In Liebau (Schlesien) nebst einer jüngeren Schwester zur Sommerfrische sich aufhaltend, fand die 15jährige Elly